

## Interkulturelle Medienbildung

*Aufgaben, Ziele, Perspektiven*

Wenn Medienpädagogen in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts die Comicflut beklagten, so handelte es sich zumeist um Produkte des Disney-Imperiums, und bis heute leben die Fernsehanstalten von US-amerikanischen Serien und Soap Operas. Die damit angesprochene Globalisierung unserer Kultur, deren Texte wesentlich aus US-amerikanischen Quellen stammen, ist letztlich nichts anderes als Ausdruck von interkulturellen Einflüssen. Aber auch die Tatsache, dass wir uns im Kino von herzzerreißenden Liebesgeschichten aus Bollywood oder über die mongolische Geschichte vom weinenden Kamel anrühren lassen, zeugt von multikulturellen Einflüssen, die mit den Medien verbunden sind. Oft ist es gerade das Fremde und Exotische, das in besonderer Weise den Reiz von „Multikulti“ ausmacht.

Sprechen wir allerdings von „interkultureller Medienbildung“, dann steht in aller Regel eine eingeschränkte Thematik im Mittelpunkt, nämlich die Migration im Kontext unterschiedlicher Kulturen. Es wird also Bezug genommen auf die in den letzten Jahrzehnten bei uns eingewanderten Ausländerpopulationen und die damit im Zusammenhang stehende Frage der gelungenen bzw. misslungenen Integration.

Der Diskurs um Medien und Migration ist dabei oft ein defensiv abwehrender. Denn mit den Medien verbunden sind eine Reihe von Ängsten: Stellen die globalisierten Medien – hier vor allem das Internet oder auch das Handy – nicht ein Einfallstor für Terroristen und ihre Handlanger dar, indem sie sich mit solchen medialen Mitteln international vernetzen und organisieren? So heißt es in einem Artikel der Netzzeitung vom 11. Oktober 2005: „In Düsseldorf steht offenbar ein Server der Al Qaida. Über ihn verbreitet das Terrornetz Aufrufe und Filme auf Türkisch.“

Aber die Möglichkeit, dass Migranten über das Satellitenfernsehen direkt Zugang zum Fernsehen ihrer ehemaligen Heimat erhalten und sich tagesaktuell über die Geschehnisse in ihren Heimatländern – und dies aus der Heimatperspektive – informieren können, erregt auch jenseits der Terrorismusproblematik Argwohn. Leben die Migranten – und vor allem die Mütter, die sich zuhause aufhalten und kaum Kontakt zur hiesigen Kultur haben – nicht in einer abgekoppelten Parallelgesellschaft, wenn sie sich fast ausschließlich über die einheimischen Fernsehsender und die auch hier erhältlichen Tageszeitungen aus der Heimat informieren? So heißt es in einer Rede

des bayerischen Staatsministers für Europaangelegenheiten und internationale Beziehungen, Eberhard Sinner, vom 1. Oktober 2004 bei der Hanns Seidel Stiftung: „Heute müssen wir feststellen: In bestimmten Stadtteilen vieler Großstädte haben wir die Tendenz zur Ghettobildung. Es entstehen so Parallelgesellschaften, die sich abschotten. Es entstehen festgefügte Kommunikationskreise, die sich heute zudem über Satellitenfernsehen und -radio ihre alte Heimat in die Wohnung holen können. Dies führt wiederum zu einer Verfestigung dieser Parallelgesellschaften.“<sup>1</sup>

Der Vorwurf lautet also, dass Migranten gerade dank der Medien die Möglichkeit haben, zwar hier zu leben, während sie in Wirklichkeit dort noch verwurzelt sind, wo sie herkommen. Im Hintergrund stehen dabei Ängste, dass diese Parallelgesellschaften letztlich nicht auf dem Boden des Grundgesetzes stehen, sondern dass in ihnen die autoritären Rechtsauffassungen und Normen wenig demokratischer Gesellschaften weiterhin praktiziert werden. Seit dem Streit um die dänischen Karikaturen und die harsche Reaktion in vielen islamischen Ländern hierauf ist das Klima zusätzlich vergiftet. Im Hintergrund dieser Ängste steht letztlich ein binäres Schema, das die einheimische Gesellschaft streng von der Parallelgesellschaft abgrenzt und das „Hier“ im Gegensatz zum „Dort“ definiert – meist in Abgrenzung eines durch Tradition bestimmten Verhaltens von der modernen westlichen Lebensweise.

Dieses binäre Schema erscheint nun aber selbst wiederum stark von der Berichterstattung der Medien geprägt, welche an einzelnen Beispielen immer wieder Berichte erzeugt, die ein solches Bild verfestigen – etwa wenn das Schicksal von jungen Frauen aufgegriffen wird, die von den Vätern verheiratet und gegen ihren Willen in die Herkunftsländer zurückgeschickt werden. Genau dieses Beispiel der Zwangsheiraten haben kürzlich auch 60 Migrationsforscher in einem offenen Brief in der Wochenzeitung DIE ZEIT vom 1.2.2006 aufgegriffen, indem sie populäre Sachbücher über den Islam wie Necla Keleks „Die fremde Braut“, dann „Ich klage an“ von Ayaan Hirsi Ali und „Große Reise ins Feuer“ kritisieren. Die Stoßrichtung dieser Autorinnen sei klar – nämlich der unverbesserlich rückschrittliche Islam, der verantwortlich sei für Zwangsverheiratungen und andere Grausamkeiten. Gegenüber diesen Autorinnen wenden die Forscher ein, es handle sich um reißerische Pamphlete, in denen eigene Erlebnisse und Einzelfälle zu einem gesellschaftlichen Problem „aufgepumpt“ werden. Die Literatur sei unwissenschaftlich und arbeite ganz offensichtlich mit unseriösen Mitteln.

Was die Autoren des von Mark Terkessidis und Yasemin Karakasoglu verantworteten Aufrufs wahrscheinlich nicht ahnten, ist die Welle der Empörung, welche dieser Artikel in der Presse nach sich zog. Regina Mönch verweist z.B. in der FAZ vom 3. Februar 2006 auf den Kollegenneid und darauf, dass es um Macht und Einfluss und um die Deutungshoheit darüber gehe, wie Ein-

wanderer leben wollten. Ihr Fazit: „Die Briefschreiber wettern allen Ernstes gegen die Literatur dieser Autorinnen, weil sie Erfolg hat, weil sie jene Beachtung findet, die nach Ansicht der ‚Migrationsforscher‘ eigentlich ihnen selber zusteht.“ Nun war der Tonfall, mit welchem wissenschaftliche Erkenntnis gegen literarisch verarbeitete Erfahrung ausgespielt wurde, gewiss verfehlt und beleidigend. Etwa wenn es im offenen Brief heißt: „Dabei sind die ‚Analysen‘ nichts mehr als die Verbreitung billiger Klischees über ‚den Islam‘ und ‚die Türken‘, angereichert durch schwülstige Episoden aus Keleks Familiengeschichte.“

Es ist auch keine Frage, dass es solche Fälle von Zwangsverheiratung gibt, und dass die genannten Bücher die Erfahrungen der Betroffenen widerspiegeln. Aber es ist auch anzumerken, worauf Werner Schiffauer in der Süddeutschen Zeitung vom 9. Februar 2006 hinwies: Ein Grundproblem liege darin, dass Necla Kelek nicht zwischen arrangierten Ehen und Zwangsheiraten unterscheide. Und was an der Debatte insgesamt stört: Es gibt in dieser Diskussion beinahe nur „den“ Islam und „die“ Muslime. Auf diesen Weg geführt haben bereits die Autoren des Offenen Briefes, der übertitelt war mit „Gerechtigkeit für die Muslime!“. So wundert es nicht, dass daraus ein Streit über die Deutungshoheit von Islamexperten entstanden ist.

Dabei ist grundsätzlich gerade das Schwarz-Weiß-Schema zu kritisieren, welches zwei homogene Kulturen unterstellt. Auch dort, wo die Ghettoisierung – wie in Berlin Kreuzberg – als fortgeschritten erscheint, ist das Bild einer homogenen türkischen Gemeinschaft zu einseitig, wie Ayhan Kaya (2001) in ihrer Studie „Sicher in Kreuzberg“ feststellt. Am Beispiel jugendlicher Hip-Hopper zeigt sie auf, wie Kreuzberg für die türkischen Migranten zu einem diasporischen Raum geworden sei, der ein kulturelles Kontinuum zwischen Heimat- und Gastland ausdrücke – durchsetzt mit Einflüssen aus einer globalen Kultur, wie bei den beschriebenen Jugendlichen mit Einflüssen von Breakdance, Graffiti-Malerei und Rap-Musik.

Aber auch generell gilt: Innerhalb einer Migrantenkultur wie der türkischen gibt es keine Homogenität. Es gibt Türken aus ländlichen Gebieten, aus Großstädten, Kurden, Aleviten, strenggläubige Moslems, Marxisten, Nationalisten, politische Flüchtlinge aus den achtziger Jahren etc. Diese Mischung aus verschiedenen Bevölkerungssegmenten geht jedoch verloren, wenn man ein bestimmtes Bild vom typischen Migranten aus der Türkei absolut setzt und Politik nach dessen Maßgabe bestimmt.

In einer vom Schweizerischen Nationalfonds für wissenschaftliche Forschung geförderten qualitativen Studie mit türkischen Familien, die wir gegenwärtig in Zürich durchführen, zeigt sich ebenfalls ein differenziertes Bild der Lebenswelten von Migranten. Richtig ist zwar, dass seit Beginn der 1990er Jahre bei türkischen Familien das Satellitenfernsehen Einzug gefunden hat –

und dass dies – ähnlich wie im Rahmen von Internet und Telefonie – Möglichkeiten schafft, sich direkter und tagesaktuell mit der ehemaligen Heimat auseinanderzusetzen. Allerdings sollte dieses neuen Medienverhalten von Migranten nicht als Akzentuierung des binären Schemas bzw. als Verstärkung einer türkischen Parallelgesellschaft in der einheimischen Gesellschaft gelesen werden. Denn häufig sind es transnationale Netzwerke, die auf diesem Weg gebildet werden, als virtuelle Gemeinschaften, welche Verwandte und Angehörige – dank der Medien und der verstärkten Möglichkeiten zur Mobilität – über mehrere Länder und Regionen hinweg verbinden. In einem mit türkischen Eltern geführten Interview heißt es dazu:

*Frau A.:* „Ich habe überall – in der Türkei und im übrigen Ausland (England, Deutschland, USA, Australien usw.) – Verwandte und Freunde, meine Familie lebt aber in der Schweiz, ich, meine Mutter (Vater verstorben: d. Interviewer) und Geschwister. Betreffend Beziehungen kommt in erster Linie die Familie. Hier habe ich auch viele Freunde aus verschiedenen Ländern oder verschiedener Herkunft (Schweiz, Spanien, Portugal, Griechenland, Ex-Jugoslawien usw.).“

Zugehörigkeit wird damit eine fragile Sache; man fühlt sich in gewisser Weise dem transnationalen Netzwerk zugehörig, dann aber auch der eigenen (Kern-) Familie, die in der Schweiz lebt, bzw. dem multikulturell geprägten lokalen Milieu, dem man am Wohnort zugehört. Von der Staatszugehörigkeit her ist man Schweizer, fühlt sich aber auch den Wurzeln einer entfernten Heimatkultur verbunden. Vor diesem Hintergrund wird es schwierig, klare Bezüge zu formulieren, die sich am Muster von „hier“ und „da“ orientieren:

*Frau F.:* „Wir haben uns deshalb die Frage gestellt, wer wir sind? Sind wir Schweizer oder Türken? Die Kinder leben auch in einer Leere. Deshalb haben wir uns eingebürgert. Natürlich ist die Türkei meine Heimat, und ich möchte auch dort leben. Für immer in die Türkei zu gehen ist sehr, sehr schwierig. Unsere Wurzeln werden hier sein. Ich sehe dies als Garantie für mich. Meine Eltern und Schwester sind zurückgekehrt und haben die Schweiz immer noch nicht vergessen. Sie reden von der Schweiz als ‚ihrem eignen Dorf‘. Sie lebten 20 Jahre in der Schweiz. Wenn mein Vater hierher kommt, ist er sehr glücklich und meint, dass er zurück in ‚sein Dorf‘ gekehrt ist.“

Auch wenn man sich wie Familie F. in der Schweiz einbürgern ließ, hat sie die türkischen Wurzeln mit der Einbürgerung nicht verloren. Nicht einmal der Traum einer späten Heimkehr im Ruhestand schien die verlorene Heimat wiederzubringen, wie es das Schicksal der eigenen Eltern belegt. Denn, obwohl zurückgekehrt, suchen diese ihr „eigenes Dorf“ immer noch in der Schweiz.

Ähnlich problematisch ist die Aussage, wonach die Medien über das Satellitenfernsehen ausschließlich die Bindung an die Heimat verstärken und damit die Integration verhindern, wie es oft in der Literatur erscheint. Medien bilden nicht automatisch eine Brücke, sondern fungieren eher als Schau- fenster, in welchem sich die alte Heimat präsentiert – und dies mit ihren positiven wie mit ihren negativen Seiten.

*Herr B.:* „Die meisten Medien berichten bzw. zeigen immer wieder Verkehrsunfälle, Magazinprogramme, Klatschgeschichten über irgendwelche Sängerinnen, Mannequins und Schauspieler, Moderatoren und so... Einfach selten Ernsthaftes... Es dominieren immer Magazinsendungen oder magazinartig dargestellte Informations- bzw. Nachrichtensendungen.“

*Familie A.:* „Sie bringen nur Lügen! Nur in Zusammenhang mit den Verkehrsunfällen, wie viele Personen dabei getötet oder wie viele Personen bei Streitigkeiten erschossen wurden u.ä., erzählen sie eher wahrheitsgetreu. In diesem Punkt sind die europäischen Medien unvergleichbar besser als die türkischen. Sie lenken die allgemeine Sicht durch Magazinsendungen oder magazinartig dargestellte Informations- bzw. Nachrichtensendungen von den Tatsachen ab. Eigentlich ist das auch hier (in den deutschsprachigen Medien) so, vielleicht nicht so stark oder schlimm wie bei den türkischsprachigen.“

Zwar können die Medien den Kontakt zur ehemaligen Heimat aufrechterhalten, indem sie tagesaktuell über alle jene Informationen Zugang verschaffen, über welche die dort lebenden Einheimischen verfügen. Und gerade für Türkinnen, die schlecht deutsch sprechen, ist es oft einfacher, am türkischen Fernsehen teilzuhaben als am deutschen. Dennoch zeigen die Zitate, dass dadurch nicht einfach ein nostalgischer Blick gefördert wird. Vielmehr vergleichen die Befragten sowohl das Fernsehen selbst wie den dadurch vermittelten Blick auf das Leben in der ehemaligen Heimat recht kritisch mit dem Alltag in der Schweiz – und dies häufig nicht zu Gunsten der Türkei und ihrer Medien. Diese Beobachtung gilt im Übrigen nicht allein für Newssendungen. So berichtet Herr A. von Fernsehserien, die in seiner Familie gemeinsam angeschaut werden:

„Türkische Serien schaue ich an, wie ‚Kanli Vadi‘ und ‚Ikcinci Bahar‘. Beim ersten handelt es sich um einen Mafiafilm, aber in Wirklichkeit sehen wir im Film, was für Machenschaften in der Türkei liefen bzw. laufen. Verfilzung von Mafia und Staat usw., und der Film spielt zu einer Zeit, die auch wir miterlebten. Um 1980 herum, die damaligen politischen Entwicklungen bzw. Konflikte, Streitigkeiten etc. So sehen wir teilweise uns selber oder einen Teil von uns in diesem Film.“

Das Konzept der Parallelgesellschaft verhindert diesen differenzierenden Blick auf die Situation von Migrant\*innen. Es hat höchstens dort eine gewisse Berechtigung, wo Migration mit einer starken Ghettoisierung von Einwander\*innen einhergeht. Doch auch wenn kürzlich in Frankreich Jugendliche in den Vorstädten Gewalt ausübten und randalierten, so sind es gerade die gegenseitigen Beziehungen, Enttäuschungen und Konflikte, welche die Unruhen provozieren. Die Jugendlichen – meist mit französischem Pass – agieren nicht aus einer externen Position heraus, sondern aus einem Spannungsfeld der Hybridität, das, wie die NZZ am Sonntag (6. November 2005) berichtet, aus einer explosiven Mischung besteht: aus Arbeitslosigkeit, Schulversagen, Gewalt, Drogenkriminalität, Integrations- und Generationenkonflikte in den Immigrantenfamilien, vor allem aber aus einem wachsenden Hass gegen den Staat.

Das Orientierungskonzept von Jugendlichen mit Migrationshintergrund bezieht sich denn letztlich auch nicht auf ein binäres Schema von „Hier“ und „Jetzt“. Vielmehr stellten wir in unseren Untersuchungen immer wieder fest, dass drei Perspektiven wichtig sind, die z.B. in Fotografien von Kinderzimmern deutlich werden, die wir in einer unserer Teilstudien auswerteten. Hier lassen sich unterscheiden:





- Verweise auf eine globale Jugendkultur – wie im Beispiel des Zimmers von Ulas. Es unterscheidet sich vom Einrichtungsstil her kaum von Jugendzimmern „einheimischer“ Kinder – mit Möbeln im IKEA-Stil, einem Pult für die Hausarbeiten, Musik-CDs, einem portablen Radiogerät etc.
- Verweise auf eine lokale und persönliche Kultur am Wohnort in der Schweiz, verdeutlicht etwa durch Schulutensilien, ein gerahmtes Fotoportrait, Nipp-sachen, einen Fußballpokal.
- Hinweise auf die Herkunftskultur, wie bei Selcuk, der als Fußballfan sein Zimmer mit den Emblemen seines türkischen Lieblingsvereins dekoriert. Dabei ist dieser Herkunftsbezug seinerseits gebrochen. Denn die türkischen Fußballvereine sind wiederum im Netz eines globalen und stark kommerziell organisierten Fußballmarktes integriert, wie er etwa durch die Champions League definiert ist. Fast alle der von uns in die Studie einbezogenen Jugendlichen hören zudem türkische Musik – häufig allerdings in jener der internationalen Popmusik angenäherten Form, wie sie zum Beispiel durch den türkischen Sänger Tarkan vertreten wird.

• *Konsequenzen für die Medienbildung*

Die Frage stellt sich, ob „Integration“ im Sinne kultureller Assimilation in dieser mehrpoligen Lebenswelt, wie sie für türkische Jugendliche beschrieben wurde, ein geeignetes Handlungskonzept ist. An der Hybridität von Identitäten und dem „Dazwischen-Sein“ ändert es wenig. Wie die Beispiele zeigten, bedeutet auch die Einbürgerung noch keineswegs, dass man damit eine klare Position gefunden hat. Und vor allem verstellt die Ideologie der Integration den Blick darauf, dass die „fremden Wurzeln“ nicht nur Hindernisse, sondern auch Ressourcen sein können. Aus diesem Grund scheint mir das kanadische Modell der „unity within diversity“ als Grundlage des politischen und sozialen Handelns besser geeignet. Der kanadische Minister Stéphane Dion beschreibt es wie folgt: „Dieses Ideal setzt voraus, dass die Verschiedenheit der Erfahrung, Sprache, Religion und Kultur eine Stärke darstellt, eine wundervolle Ergänzung, und nicht ein Problem, das auszurotten ist, oder eine Bedrohung, die eliminiert werden muss. Das ist die volle Bedeutung der kanadischen Erfahrung.“<sup>2</sup>

„Einheit in der Verschiedenheit“ darf als Formel allerdings nicht mit jenem Multikulturalismus der 90er Jahre verwechselt werden, der das Fremde als Bereicherung verstand und multikulturelle Feste, Dritte Welt-Events und exotische Essen zelebrierte. Obwohl die Ideologie des Multikulturalismus verspricht, Minderheiten ernst zu nehmen, geschieht dies oft über eine Kulturalisierung sozialer Unterschiede, welche letztlich die Minderheiten noch stärker in ihren kulturellen Inseln einschließt (KAYA 2001: 121).

Jonathan Freedland hat in einem Artikel für den Britischen Guardian (Ausgabe vom 3. August 2005) festgestellt, dass Identität in einer multikulturellen Situation zwar durchaus bedeute, dass die Menschen ihre Unterschiede behalten – aber dass sie gleichzeitig auch die nationale Identität der „Britishness“ übernehmen würden. Es braucht also neben der Konstatierung der Unterschiede auch ein gemeinsames Band, das die multikulturell differenzierte Gesellschaft zusammenhält. Mindestens scheint es mir wichtig, dass sich Immigranten so weit auf die lokale Kultur einlassen, dass sie deren Regelungen verstehen, kompetent kommunizieren und sich im gesellschaftlichen System des Aufnahmelandes ohne Schwierigkeiten bewegen können. Oder wie es Freedland zusammenfasst: „Wir benötigen ein Gefühl der Verwandtschaft, wenn wir einander als Mitglieder einer gemeinsamen Gesellschaft sehen – und nicht als Repräsentanten eines gesichtslosen Feindes.“

In diesem Spannungsfeld stehen die Medien mitten drin; denn sie vermitteln sowohl Bilder und Informationen vom Herkunftsland als auch vom Aufnahmeland – und dies sowohl für Einheimische als auch für Migranten. Sie können nicht nur das Gefühl der Differenz verstärken, sondern auch jenes der



Verwandtschaft und der Zugehörigkeit. Allerdings darf man die Möglichkeiten einer systematischen Medienbildung nicht überschätzen, da diese in Schule und Gesellschaft nur schlecht verankert ist. So fehlen in der Schule entsprechende Gefäße, und die außerschulische Jugendarbeit lebt von der Freiwilligkeit ihrer Angebote.

Dennoch ist es wichtig, medienpädagogisch mit Initiativen und Angeboten aktiv zu werden. In diesem Zusammenhang möchte ich auf drei Perspektiven der Medienbildung verweisen, die darauf Bezug nehmen, dass Migrant\*innen ihre Identitäten im Spannungsfeld von globalen, lokalen und herkunftsbezogenen Einflüssen konstruieren.

1. Globale Medienangebote können eine Verbindung zwischen Kindern und Jugendlichen unterschiedlicher kultureller Herkünfte herstellen. So gibt es US-amerikanische Serien, die in vielen Sprachen gesehen werden können und damit für Jugendliche unterschiedlicher kultureller Herkunft einen gemeinsamen Erfahrungshintergrund bilden. Ähnliches gilt für internationale Popmusik oder jugendkulturelle Stile: Die daraus entstehenden hybriden kulturellen Formen mögen auf den ersten Blick manchmal überraschen – so ist DJ Derezom, Angehöriger der türkischen Rap-Gruppe *Islamic Force*, in Kreuzberg geboren, Kind einer deutschen Mutter und eines spanischen Vaters. „Türkisch-Sein“ bedeutet hier mehr die Zugehörigkeit zu einer imaginierten Gemeinschaft als die Verwurzelung in einer realen Nationalkultur.

Dort, wo Medien Zugänge zu gemeinsamen (globalen) Interessen und Inhalten eröffnen, stellen sie Ressourcen für die Verständigung dar und nicht eine Stärkung bei den Integrationsbemühungen um eine „fremde“ Kultur. Gespräche über Sendungen oder Formate, die kulturell übergreifend geschaut werden, zeigen, dass man über alle Grenzen hinweg einer gemeinschaftlichen Kultur angehört. *Big Brother* in Deutschland oder in einem ausländischen Sender, das verweist auf Gemeinsamkeiten, vielleicht aber auch auf typische Unterschiede in der Gestaltung und kultureller Einbettung einer solchen Sendung. Deutlich wird am „Globalen“ gerade auch das „Glokale“, nämlich die Umsetzung in spezifische lokalisierte Kontexte.

Wo man aktiv Medien gestaltet – z.B. in einer Videoarbeit – kann man sich mittels globaler Symbole und Bedeutungen sehr schnell verständigen. Vor diesem Hintergrund lassen sich in Schule und Jugendzentren Videoprojekte gestalten, die Jugendliche verschiedener Kulturen zusammenführen und die Auseinandersetzung über die Konstruktion hybrider Identitäten praktisch aufnehmen und weiterführen.

2. In diesem Zusammenhang ist es wesentlich, dass die eigene Herkunft nicht als Defizit gesehen wird, das im Rahmen einer sozialpolitischen

Integrationspolitik aufgelöst werden soll. Jugendliche leben in transnationalen Netzwerken und entwickeln hybride Realitäten, die sie weder an einen Ursprung noch einen Ort fixieren. Auch wenn sie sich einbürgern lassen, bedeutet dies nicht, dass die Beziehungen zum Herkunftsland gekappt werden bzw. dass sie sich als „Deutsche“ fühlen. Immer häufiger sind sie auch nicht darauf festgelegt, ihr ganzes Leben an einem Ort bzw. in einem einzigen Land zu verbringen.

Wenngleich nicht vor dem Hintergrund der Migrationsproblematik geschrieben, verdeutlicht ein Kommentar des schweizerischen Tagesanzeigers (14.11.2005) zur jungen schweizerischen Fußballnationalmannschaft diesen Aspekt der Hybridisierung, der nicht allein Defizit, sondern auch Ressource und Chance sein kann: Diese jungen Spieler, schreibt der Kommentator, „verkörpern eine Generation, viele hier aufgewachsen, mit Wurzeln in anderen Ländern, die früh Fussball als ihr Lebensziel sahen, die alles dafür taten, inzwischen in ausländischen Ligen spielen, lernten und lernen, sich dort durchzusetzen. Sie haben einen Teil der Schweizer Mentalität behalten, sind persönlich eher zurückhaltend, keineswegs überheblich, aber sie treten auf dem Platz sehr selbstbewusst auf, überzeugt von sich und ihren Fähigkeiten.“

3. Medien sind im Rahmen solcher transnationaler Zusammenhänge zu globalen Vermittlern und Begleitern geworden. Denn dieselben Medien stehen überall zur Verfügung. Auch wer einmal zwei oder drei Jahre in der Türkei lebt, kann sich per Internet tagesaktuell über die wichtigsten Ereignisse in einer Kleinstadt in Deutschland orientieren. Und umgekehrt bilden Medien (Zeitungen, Fernsehen, Internet) auch ein Fenster in die ehemalige Heimat, das z.B. auch als Quelle im Unterricht der Schulen dienen könnte. Warum stellen Schüler aus fremden Ländern ihre Heimat nicht im Geografie-Unterricht vor, recherchieren im Internet und sind für ihre Klassenkameraden die Fremdenführer, welche die fremdsprachigen Texte übersetzen und erläutern? Oder: Man könnte Medienprojekte initiieren, in welchen sich Jugendliche „hier“ und „dort“ über den gegenseitigen Alltag orientieren – wo dann die nicht-deutschen Schüler einmal nicht die Außenseiter wären, sondern jene Experten im interkulturellen Verhältnis, die für das Gelingen eines solchen Projektes entscheidend sind.

4. Wie die in unserer Studie befragten Jugendlichen immer wieder betonen, ist ihre primäre Heimat dort, wo sie wohnen:

*Interviewerin:* „Was sagt ihr, wenn man euch fragt, woher ihr kommt?“

*Se.:* „Türkei.“

*M.:* „Spanien, ich sag den meisten ich bin halb Spanierin.“

*Interviewerin:* „Aber ihr sagt nicht, beispielsweise, Winterthur?“

*M.:* „Aha..., so haben Sie das gemeint...“

*Interviewerin:* „Nein, ich meine alles.“

*Sa.:* „Wenn man nach der Nationalität fragt, dann sag ich Italien und Tunesien. Sonst sag ich Winterthur.“

Wenn sich aber der Mittelpunkt des Lebens am Wohnsitz abspielt, so erscheint es wichtig, dass Kinder und Jugendliche hier nach dem Prinzip der „unity within diversity“ handlungsfähig bleiben. Insbesondere bedeutet dies auch Sprach- und Leseförderung – was nicht zuletzt im Rahmen von Medien wie Bücher, Zeitschriften, Multimedia zu erfolgen hat. Denn die neuen Medien bieten nach Aufenanger (2002: 45) beides: sprech- und schriftsprachliche Kommunikationsmöglichkeiten.

Neben einer Förderung des Ausdrucks in der deutschen Sprache erscheint es mir aber auch generell wichtig, dass es mediale Kommunikationsformen und Angebote gibt – sowohl in Deutsch wie in den Sprachen der Migrationsgruppen –, welche die lokale Kultur vermitteln bzw. diese mitprägen und weiterentwickeln. Das können Zeitungen und Zeitschriften sein, oder auch Programme in Radiostationen, welche Informationen und Musik senden. Mindestens in der Schweiz sind kulturvermittelnde Programme, die ursprünglich als „Programme für Ausländer“ eingerichtet wurden, in den letzten Jahren stark zurückgegangen – ein Defizit, dem entgegengewirkt werden müsste.

Zum Schluss sei hier noch auf einen ganz besonderen Medieneinfluss verwiesen, der in unseren Untersuchungen sichtbar wurde. Es zeigte sich nämlich, dass türkische Eltern kaum weniger bildungsbeflissen sind als schweizerische – und alles dafür tun, dass ihre Kinder genauso mit neuen Medien ausgerüstet sind wie die einheimischen. Der Computer im Kinder- und Jugendzimmer war bei diesen Familien eher die Regel als die Ausnahme. Wir interpretieren dies aber nicht zuletzt als Ausdruck der Schwierigkeit des Umgangs mit dem System Schule, das Migranten oft als bildungsfern etikettiert und jenen tieferen sozialen Schichten zurechnet, denen es den Schulerfolg verwehrt.

Nun sind aber Migranten meist gerade deshalb ausgewandert, weil sie für sich und ihre Kinder eine bessere Zukunft erhofften. Weil diese Bildungsaspirationen aber mit ihrem kulturellen Kapital nicht zu erfüllen sind, konzentrieren sie sich auf jene anderen Ressourcen, zu denen sie Zugang haben. So sparen sie sich für ihre Kinder einen Computer ab, der diesen die Tür zur Informationsgesellschaft offen halten und ihnen wenigstens in dieser Hinsicht ein Stück Gleichheit der Chancen sichern soll. Ähnlich könnte man das oben erwähnte Interesse für den Fußball interpretieren, das gerade bei Jungen mit Migrationshintergrund oft sehr ausgeprägt ist. Auch hier eröffnen sich

Karrieren, die an den offiziellen Abschlüssen der Schule vorbeiführen und damit Chancen beinhalten, die über das Bildungssystem nicht realisiert werden können.

Dieses Beispiel verdeutlicht, dass die Institution Schule im Hinblick auf eine sinnvolle Migrationspolitik nicht zu vernachlässigen ist. Soziale Benachteiligungen können kaum allein durch kulturelle Freizeitarbeit oder private Anstrengungen der betroffenen Eltern aufgehoben werden. Auf Medien auszuweichen, um die Zukunft der Kinder zu sichern, ist deshalb keine erfolgversprechende Strategie, solange die für berufliche Karrieren notwendigen Zertifikate im Bildungswesen verteilt werden.

Demgegenüber hätte die Schule vermehrt in Rechnung zu stellen, dass Migranten eigene Bildungsaspirationen haben, auch wenn es ihnen nicht immer gelingt, diese gegenüber Lehrern und Schulleitungen mit genügendem Nachdruck zu vertreten. Wo dieser Brückenschlag zur Schule glückt, könnten Medien in der schulischen Arbeit mit Migranten eine wichtige Funktion erhalten: Sprachförderung wie die Kommunikation und der Austausch über die unterschiedlichen Kulturen wären wesentlich über Medien zu organisieren.

#### ANMERKUNGEN

- 1) Online auf: <http://www.stmas.bayern.de/migration/integrationsforum/id-sinn.pdf>
- 2) [http://www.pcobcp.gc.ca/aia/default.asp?Language=E&page=pressroom&sub=speeches&doc=20010629\\_e.htm](http://www.pcobcp.gc.ca/aia/default.asp?Language=E&page=pressroom&sub=speeches&doc=20010629_e.htm). Man darf das kanadische Modell jedoch nicht romantisieren, darauf verweist Li (2000), der die Schwierigkeiten der Verwirklichung des multikulturellen kanadischen Modells beschreibt.

#### LITERATUR

- AUFENANGER, S. (2002): Interkulturelle Bildung im Medienzeitalter. In: Computer + Unterricht, Heft 45, 12. Jahrgang, S.44–45.
- GOETHE, T./MÜLLER, J. (2001): Wer sich das Hausrecht nimmt. Die deutsche Debatte um Einwanderung und Integration. In SoPos verfügbar unter: <http://www.sopos.org/aufsaeetze/3b2fcabb591d4/1.phtml>.
- KAYA, A. (2001): Sicher in Kreuzberg. Constructing Diaspora: Turkish Hip-Hop Youth in Berlin. Bielefeld: Transcript.
- LI, P. S. (2000): Cultural Diversity in Canada: The Social Construction of Racial Differences. Ottawa. Verfügbar unter: <http://canada.justice.gc.ca/en/ps/rs/rep/2002/rp2002-8.pdf>.